

Goethe und Schiller

Als Schiller nach Weimar gekommen war, verhielt er sich noch ausgesprochen kühl, ja fast feindselig gegenüber Goethe. Und dieser empfand und verhielt sich ähnlich, konnte er doch nicht einen anderen Genius neben sich ertragen. 6 Jahre lang hat Goethe Schiller nicht beachtet, obwohl dieser in nächster Nähe wohnte und bereits durch verschiedene Werke berühmt geworden war. Goethe galt in dieser Zeit immer noch als dichterisch ausgebrannt, seine frühen Werke (Götz und Werther) wurden kaum noch gespielt. Goethe sah seine Werke durch Schiller nun in den Schatten gestellt und durch Schiller wurde der Sturm und Drang, das Pathos und die revolutionären Gedanken, die Goethe nach seiner Italienflucht überwunden hatte, beim deutschen Publikum wieder belebt. Goethe wollte den Deutschen die antike Klassik jetzt nahe bringen, Schiller belebte das revolutionäre dichterische Pathos. Als dann Schiller, bereits schlecht bezahlter Professor in Jena war, für seine Räuber sogar von der französischen Nationalversammlung das französische Ehrenbürgerecht verliehen bekam, hielt Goethe allen Vermittlungsversuchen, die es gab, das Argument entgegen, Schiller und er seien durch Welten getrennt (W. Klien..., S. 46).

Schiller selber war seinerseits mit Recht neidisch auf Goethe. Schiller hatte keine reichen Eltern gehabt, hatte keinen Gönner (Karl-August bewilligte ihm 200 Taler jährlich für seine Tätigkeit als Professor, das war nur ein Sechstel des Anfangsgehaltes von Goethe. Erst später hat aus Dänemark der Erbprinz von Holstein eine jährliche Unterstützung von 1000 Talern bewilligt) und musste sich alles durch Mühen und Fleiß erarbeiten. Er schrieb damals mit neidischem Blick auf Goethe: "...er erinnert mich oft daran, dass das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen und wie muss ich bis auf diese Minute noch kämpfen" (Friedenthal, S. 369).

Und bei seinem ersten Zusammentreffen mit Goethe war Schiller nicht begeistert. Etwas desillusioniert, und erheblich ehrlicher, als viele Zeitgenossen, schrieb er: *„Sein [Goethes] erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von, dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll ... Er ist brünett und scheint mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich seyn kann ... Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrung und Selbstentwicklung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammen kommen werden ;und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine ‚Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden.“* (Fr. Schmidt-Möbus, S. 154).

Noch Jahre lang hielt diese Enttäuschung bei Schiller an. Denn Goethe vermied einen engeren Kontakt mit Schiller noch immer und Schiller notierte in einem Brief: *„Ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben.... Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um sie vor der Welt zu demütigen“* (Fr. Schmidt-Möbus, S. 155).

Wie unterschiedlich waren doch diese beiden dichterischen Genies. Schiller war ein harter, regelmäßiger, systematischer Arbeiter in allem. Er hatte aus sachlichen Überlegungen ein Mädchen aus angesehenem thüringischem Adel geheiratet. Er rang um jede Formulierung. Er plante seine Werke mit Übersicht und Realismus und wartete nicht auf die schöpferischen Momente. Er besaß im Umgang mit den Menschen eine ausgesprochene diplomatische Begabung (Friedenthal, S. 369). Daneben waren aber Schillers Lebensführung und sein Tagesrhythmus im Gegensatz zu Goethe sehr unregelmäßig und enthielten Gewohnheiten, die Goethe ablehnte: Schillers Nacharbeit, er rauchte viel, schnupfte Tabak, benutzte Stimulantien wie Tabak, Tee, teilweise auch Morphinum und die berühmten faulen Äpfel in der Schublade, alles Gewohnheiten, die Goethe wiederum nicht mochte. Dazu kam der schwäbische Dialekt Schillers und dass Schiller für das ästhetische Empfinden Goethes auch äußerlich unsympathisch war: der lang aufgeschossene hagere Mann, hektisch, fast immer leicht krank - das Letztere war ihm besonders unangenehm.

Goethe weigerte sich deswegen lange, mit Schiller in einen näheren Kontakt zu treten. Er schnitt ihn so lange wie möglich und kam schließlich auf die Idee, ihn nach Jena als Professor auf eine offene Geschichtsstelle zu empfehlen. Vielleicht dachte er ihn so aus Weimar fort zu lotsen. Die nächsten

Jahre blieb Schiller in Weimar, hielt aber aus gesundheitlichen Gründen ab 1793 keine Vorlesungen mehr, war aber dichterisch sehr produktiv.

Dass es dann doch noch zu einer Annäherung und einer Art Freundschaft infolge eines gemeinsamen Zieles gekommen ist (nämlich der Schaffung einer deutschen Klassik), dann nur auf Grund der Bemühungen Schillers. Schiller musste um die Freundschaft Goethes regelrecht werben (Friedenthal, S. 370). Erst als Schiller Goethe dort ansprach, wo er am empfänglichsten war, bei seinem Bedürfnis nach Lob und seinen Plänen, die griechische Antike wieder zu beleben, und ihm einen pathetisch-verehrenden Brief schrieb, begann das Eis zu schmelzen. Schiller verwendete die höchsten Ausdrücke: „Goethe sei ein Grieche, dessen griechischer Geist in die nordische Schöpfung geworfen worden sei“, usw.

Zwischen den 20. und 24. Juli 1794 kam es nach einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft zu einem längeren Gespräch zwischen Goethe und Schiller und Schiller hielt fest, dass es zu unerwarteten Übereinstimmungen gekommen sei.¹

Schiller machte Goethe den Vorschlag im Rahmen einer neuen Zeitschrift mit dem Titel „Die Horen“ gemeinsam eine Wiederbelebung der griechischen Klassik und eine Übertragung auf die deutsche Dichtung zu versuchen (Friedenthal, S. 37 und 378). Schiller bewies mit diesem Vorschlag auch, dass er sich selber vom Realismus und von den revolutionären Stürmen seiner Jugend losgesagt und sich dem hellenistischen dichterischen Schönheitsideal zugewandt hatte (Klien, S. 47). Da entschloss sich Goethe zu einer Zusammenarbeit mit Schiller, die dann allmählich zu einer Art Freundschaft wurde. Diese „Horen“ sollten nach den Plänen Schiller die dreißig oder vierzig besten Schriftsteller Deutschlands als Mitarbeiter versammeln². Dazu gehörte natürlich auch Goethe. Was die Honorare betraf, so erhielt Goethe Sonderbedingungen angeboten, nämlich das Doppelte bis Dreifache der Honorarhöhe der anderen Autoren.³ Schiller wollte dadurch den beim Herzog einflussreichen Goethe gewinnen und wusste vermutlich auch um das Interesse Goethes an Geld. In modernem Wirtschaftsdeutsch ausgedrückt handelte es sich bei diesem Sondervertrag um eine Art Bestechungsvertrag. Was Goethe dafür lieferte, war aber nur mittelmäßig, nämlich z. B. seine *Erotica romana*, die sich wenig vorteilhaft gegenüber der letzten Folge von Schillers Abhandlungen zur ästhetischen Erziehung, im gleichen Heft abgedruckt, abhob.⁴ Charlotte von Stein hat in einem Brief an Schillers Frau Charlotte mit Recht auf diesen Unterschied in der Qualität hingewiesen.⁵

Diese Annäherung der Beiden bedeutete einen Wendepunkt in der deutschen Literaturgeschichte, denn jetzt begann die intensive Kooperation des Weimarer Doppelgestirns, die nun den literarischen Markt beherrschen zu können glaubten und gegen diejenigen gemeinsam kräftig austeilen wollten, die sie für weniger begabt hielten, und das waren so ziemlich alle.⁶

Danach folgte das Xenien-Projekt, der so genannte „Xenien-Streit“, der im ganzen literarischen Deutschland für Aufruhr sorgte. Der Schar der „Halbtalente, Pfücher und Dilettanten“ wie der Literaturwissenschaftler und Klassik-Verehrer Emil Staiger schrieb, erklärten die beiden einen poetischen Krieg, den sie mit Hilfe kurzer Gedichte, der so genannten Xenien (griech. Gastgeschenke) führten. Diese formal höchst komplexen Texte stehen im antiken Versmaß des so genannten Distichons und bilden sich aus daktylischen Hexametern und Pentametern. Mit Hunderten der zuerst 1797 im Druck erschienenen Xenien, die Goethe und Schiller in Koproduktion verfasst hatten, zogen sie rücksichtslos, nur, leicht verschlüsselt und voll von arrogantem Spott über ihre literarischen Zeitgenossen her, wobei sie besonders die Kritiker der „Horen“ aufs Korn nahmen. Manche Freundschaft, unter anderem diejenige mit Wieland, ging dabei in die Brüche.

Schillers offizielle Bezüge wurden 1799 von 200 auf 400 Taler erhöht und dann als herzogliches Ehrengeld noch einmal verdoppelt. Aber für relativen Wohlstand und ein sorgenfreies Leben reichte das nicht. So war Schiller weiterhin auf die mageren und unregelmäßigen Einnahmen aus dem Buchhandel angewiesen. Wenn man die 800 Taler Schillers mit den 3000 Talern Goethes als beider Dauergehalt vergleicht, dann kann das Missverhältnis im Einkommen bei diesen beiden gleich

¹ S. Fr. Schmidt-Möbus, S. 156.

² Alt, Bd. 2, S. 197.

³ Alt, Bd. 2, S. 197

⁴ Alt, Bd. 2, S. 200f.

⁵ Alt, Bd. 2, S. 200f.

⁶ N. Fr. Schmidt-Möbus, s. 156.

bedeutenden Dichtern nur nachdenklich machen. Goethe hat sich offensichtlich nicht sehr fürsorglich bei seinem Herzog für Schiller eingesetzt.

Bereits 1789 wurde der Weimarer Theaterneubau mit „Wallensteins Lager“ von Schiller eröffnet. 1799 folgten „Die Piccolomini“ und „Wallensteins Tod“. Dadurch machte sich das Weimarer Theater, das bisher keinen besonders guten Ruf gehabt hatte, in ganz Deutschland einen Namen (S. Damm, S. 262).

Monatelang brachte Goethe in Jena zu, so lange Schiller noch im Jenaer Schloss wohnte, und war dann regelmäßig bei der Familie Schiller zu Gast. Als Schiller Ende 1799 endgültig nach Weimar übersiedelte, benutzte das Goethe, um die Kontakte enger werden zu lassen. Christiane half ihm dabei. Sie nahm im November Schillers Sohn Karl bei sich auf, um die hochschwängere Frau Schillers zu entlasten. Als dann Charlotte Schiller noch im Wochenbett erkrankte, nahm sie weitere 2 Kinder von Schiller auf. Nach dem vollzogenen Umzug Schillers war dieser fast täglich zu Gast bei Goethe. Aber es blieb in den Briefen und im Gespräch bei der Anrede „Sie“. (n. S. Damm, S. 261f).

Als ab 1800 dann immer mehr Spannungen und heftigere Kritik von verschiedenen Seiten gegenüber Goethe aufkam, an der dieser nicht unschuldig war (von Seiten der Kotzebue-Partei, der Frühromantiker, der Freunde um Fichte usw.) und als Goethe das heimlich verfasste Stück „Die Natürliche Tochter“ 1803 erstmals aufführte (auch gegenüber Schiller hatte Goethe keine vertraulichen Bemerkungen über seine Arbeit daran in den Jahren 1801/02 gemacht, was diesen offen kränkte), wurde dieses Stück sehr zurückhaltend aufgenommen und teilweise heftig kritisiert, auch von den Freunden um Schiller. Karoline Herder kennzeichnete die Situation so: „Das Publikum und die jenaischen Studenten sind freilich noch zu sehr den Schillerschen Klinklang und Bombast gewöhnt, der ihre Ohren kitzelt... Dass die Schillersche Partei so laut entgegen diesem Stück ist, ist auch ein Zeichen, wie es mit dem Verhältnis dieser zweier Geister steht“ (S. Damm, s. 295).

Als eine richtige vertrauensvolle Freundschaft kann man diese Zusammenarbeit demnach nicht bezeichnen, auch nicht in der Zeit eines engeren Umganges der beiden miteinander, so idealistisch es auch sein mag, sich die beiden Dichter innig vereint zu denken, wie auf dem Denkmal in Weimar dargestellt. Aber es war in Wirklichkeit kein enges menschliches und dichterisches Hand-in-Hand, sondern mehr eine Art Waffenstillstand zwischen zwei Genies, die sich gegenseitig aufs höchste respektierten. Wie ein Notenaustausch zwischen befreundeten Diplomaten wirken manche Briefe und Schiller musste ständig in gewisser Weise diplomatisch mit dem schwierigen Partner Goethe verhandeln (Friedenthal, S. 369f). Erst aus der Zeit nach dem frühen Tode Schillers stammen die Äußerungen höchster Bewunderung von Seiten Goethes für Schiller, als er nämlich merkte, welche geistige Anregung ihm nun fehlte und als gleichzeitig keine Gefahr mehr für ihn durch einen mindest gleichwertigen Dichter bestand. Denn vermutlich wäre Schiller der noch größere Dichter und Schriftsteller geworden, wenn er so lange wie Goethe gelebt hätte.

(Wer sich weiter mit Schiller befassen möchte, der sei auf die Werke verwiesen von Peter André Alt: Schiller, Leben, Werke, Zeit...; und Sigrid Damm: Das Leben des Friedrich Schiller...)